

Ein Erlebnis im Abteil

Autor(en): **von Münchhausen, Borries**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **1 (1925)**

Heft 9

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE BEFREIUNG SYLVIAS

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN VON DOUGLAS NEWTON
Authentisierte Uebersetzung aus dem Englischen von J. N.

(Schluß)

(Nachdruck verboten)

Niemand von uns war sich klar, was dieses unaufhörliche Aufschlagen aus dieser Höhe für eine Wirkung haben mußte, bis Guttie plötzlich einen unterdrückten Schrei ausstieß und in einem Wutanfall versuchte, seine Linke zu befreien. Da erkannten wir an seinem puterroten Gesicht und an dem Schweiß auf seiner Stirne, wie er zu leiden hatte. Er wand sich und kämpfte, aber die Münzen fielen auch während des Kampfes unerbittlich eine nach der andern auf seine Handfläche. Er brachte es nicht fertig, seine Hand auch nur um einen Zoll wegzurücken. So plötzlich, wie er begonnen hatte, gab er den Kampf wieder auf. Er fragte mit zitternder Stimme: «Teufel nochmal, wie lange soll diese Kinnerei eigentlich noch dauern?»

«Mein Freund, Sie werden noch nicht so rasch die Geduld verlieren? Sie haben bis jetzt ja kaum einen halben Dollar erhalten und haben doch 10 000 zu gute.»

«Einen halben Dollar?» schrie Guttie auf. «Nach dieser langen Zeit? Wie lange wollt Ihr diesen verrückten Unfug noch fortsetzen?»

«Bis Sie den letzten Kaesch erhalten haben, selbstverständlich», erwiderte Cheleeman, «Es sei denn, Sie erklären sich vorher für befriedigt.»

«Bis zum letzten Kaesch? Das will also heißen...»

«Das ist leicht auszurechnen», lächelte Cheleeman. «Ich berechne den Tageskurs: 11 Kaesch für einen Cent, und da der Dollar 100 Cents hat, 1100 Kaesch für den Dollar. Das macht für die Schuld von 10 000 Dollars... Elf Millionen Kaesch», schrie Guttie auf.

«Ganz recht, elf Millionen Kaesch.»

«Wo wolltest Du die hernehmen», rief Guttie.

«Sie liegen bereit», erklärte Cheleeman. «Aber ob Sie sie alle haben wollen...»

«Der Teufel hole Euch alle!» krächzte Guttie und verfiel wieder in sein Schweigen. Die Kupfermünzen fielen und fielen in gleichmäßigem Rieseln.

Und dann wurde uns die furchtbare Bedeutung dieses unablässigen, monotonen Geräusels klar. «Steter Tropfen höhlt den Stein.» Selbst wenn er aus geringer Höhe fällt. Wie mußten erst diese Metallstücke wirken, die aus sechs Meter Höhe nicht auf harten Felsen, sondern auf eine weiche Menschenhand aus Fleisch und Blut herunterfielen. Jedes Aufklatschen kam einem harten Schlag auf die weiche Handfläche gleich. Und da Schlag auf Schlag folgte, mußte das Endresultat furchtbar sein.

Jetzt wurde auch deutlich, daß diese Uebersetzung stimmte. Die ausgestreckte Handfläche, die der unbewegliche Diener von Zeit zu Zeit von den sich anhäufenden Münzen freimachte, begann anzuschwellen. Sie wurde aufgeschwommen und mißfarben. Und während jeder Kaesch unerbitlich traf, krümmten sich die Finger und zerrten in ohnmächtiger Wut an den Bändern, die sie gefesselt hielten. Auch Gutties Gesicht spiegelte die Schmerzen wieder, die er auszuhalten hatte. Es war feucht, fahl, verzerrt. Aus seinen Augen blickte wilde Verzweiflung. Sein ganzer Körper wand sich unter den Schmerzen — aber es war keine Möglichkeit, ihnen zu entgehen.

Eine Stunde mochte so verstrichen sein, als er wieder laut aufschluchzte und mit rauher Stimme aufbegehrt: «Das hat jetzt aufzuhören. Hörst Du? Es hat aufzuhören. Ich halte es nicht mehr aus.»

«Sie können es sofort abstellen», sagte Cheleeman. «Ihre Rechte ist frei. Feder und Tinte

sind da und vor Ihnen liegt das Quittungsformular.»

«Fahr zur Hölle damit!» brüllte Guttie. Und die Münzen rieselten weiter. Zehn Minuten später: «Du Satan, du Teufel! Mach ein Ende, sag ich! Stell es ab! Ich lasse Dich ins Gefängnis werfen!»

«Das wohl kaum», entgegnete Cheleeman gleichmütig. Es gibt doch Dinge in Ihrer Vergangenheit, die Sie veranlassen, jedem Gerichtshofe auszuweichen.»

«Pah, ich werde mich durch Deine Drohungen einschüchtern lassen! Was weißt Du denn eigentlich?»

«Wir Chinesen wissen viel. Aber wir sprechen nicht davon, wenn es nicht nötig ist: zum Beispiel die Einzelheiten des Palamja-Minengeschäftes.»

anderes tat, als Ihnen das Geld auf die Hand auszubehalten. Nichts weiter. Daß Sie aus freiem Willen quittierten, da ich es ja auch ganz zufrieden bin, wenn Sie das Unterschreiben hinausschieben, bis Sie den letzten Kaesch erhalten haben. Sie unterzeichnen ganz wann Sie wollen, mein Freund. Ich — ich tue nichts anderes, als mit der Auszahlung fortzufahren. Sie haben immer noch mehr als 10 Millionen Kaesch zugute.»

«Halte Dein heuchlerisches Maul!» brüllte Guttie. Und er schloß die Augen. Er hoffte wohl, das gleichmäßige Fallen der erbarmungslosen Münzen besser ertragen zu können, wenn er die Hand nicht mehr anschauen mußte, die blau und furchtbar geschwollen war.

Drei Minuten später heute er auf, streckte die Rechte nach der Quittung aus, hielt sie einen Augenblick vor sich hin, um sie dann unter neuem Geheul zu zerknütern und fortzuwerfen. «Ich will nicht!» schrie er, «ich will nicht!»

ten blöden Sentimentalitäten», krächzte Guttie.

Cheleeman wandte sich wieder an Pyne: «Ein chinesisches Sprichwort sagt: 'Wenn Du einen Tiger reitest, tust Du gut, nicht abzusteigen!' Sie sehen, bei einem so grausamen und erbarmungslosen Gegner ist Mitleid nicht am Platze. Nur keine Gewissensbisse, Herr Pyne. Ich behandle ihn nicht schlechter, als er Sie behandelt hat. Er machte Sie mit aller Berechnung betrunken, um Sie in diese ungeheure Schuld hineinzutreiben. Er wollte auf diese furchtbare Art Sie und Ihre Tochter in seine Gewalt bekommen und hatte nicht das mindeste Mitgefühl für die seelischen Leiden, die Sie beide dabei durchmachen mußten. Kommt er denn schlechter weg? Seine Qualen sind doch nur körperlicher Art. Sie und Ihre Tochter und unser guter Alban hier haben seelisch gelitten. Was ist schlimmer?»

Im nächsten Augenblick brüllte Guttie wild: «Also gut, Du Hund, Du hast gewonnen.» Er griff nach der Feder, tauchte sie heftig in die Tinte und kratzte seine Unterschrift auf die Quittung. Cheleeman betrachtete das Dokument, kehrte zu seinem Sessel zurück und machte es sich darin bequem. Der alte Sekretär trat an den Tisch, nahm die Quittung, warf sie in den Papierkorb und legte wie zuvor ein neues Blatt hin, wieder mit der Stempelmarke versehen und von Gutties Schreibmaschine geschrieben.

«Was hat das zu bedeuten?» begehrt Guttie auf. «Habe ich nicht unterschrieben?»

«Sie sind kindisch, mein Freund», lächelte Cheleeman. «Glauben Sie, ich merke nicht, wenn Sie Ihre Handschrift absichtlich verstellen? Glauben Sie, ich wisse nicht, daß Sie sich

«Lewis» und nicht Louis Guttie schreiben und daß über dem Schnörkel, den Sie unter Ihren Namen setzen, zwei bestimmte Punkte gehören, wenn Ihre Unterschrift honoriert werden soll? Vielleicht versuchen Sie es noch einmal.»

Guttie befolgte diesen Rat. Bevor zwanzig weitere Münzen auf seine unkenntlich gewordene Hand gefallen waren, hatte er eine Quittung unterzeichnet, die Pyne von aller Schuld befreite. Wie durch einen Zauberspruch wurde der Strom der herabfallenden Münzen abgestellt. Befreit erhob sich Guttie und maß uns mit teuflischen Blicken.

«Glaubt nur nicht, daß Ihr so leicht davon kommt», begann er.

«Ruhig, mein lieber Freund», lächelte Cheleeman. «Denken Sie an die Palamja-Affäre. Sie werden doch sicher nichts tun, was diese Geschichte wieder ins Rollen bringen könnte.»

Guttie fuhr mit einer Gebärde tödlichen Hasses auf, blickte im Raume umher, berechnete aber, daß zu viele kräftige Männer bereit standen, um die Quittung gegen Gewaltanwendung zu schützen — dann schwankte er geschlagen der Türe zu.

Die zwei Chinesen öffneten sie und traten zur Seite. Ein dritter folgte Guttie — mit dem Sack, der noch nicht zu einem Viertel mit Kupfermünzen gefüllt war. Wie alle vornehmen Chinesen war Cheleeman in der Erledigung von Geschäften peinlich genau.

Ich sah noch, wie er Guttie mit großer Höflichkeit hinausgeleitete, dann besaite ich mich, Sylvia aufzusuchen. Ich wußte: jetzt konnte uns nichts mehr trennen.

ENDE



... Die Kupfermünzen fielen und fielen in gleichmäßigem Rieseln

Die Wirkung dieser Worte auf Guttie waren niederschmetternd, wenn er auch mit lautem Prahl darüber hinwegtäuschen wollte: «Pah — ein solcher Bluff! Wenn Du etwas wüßtest, hättest Du davon Gebrauch gemacht, statt diese Tortur hier auszusinnen!»

«Wenn ich Sie auch lebenslanglich ins Zucht-haus gebracht hätte, so wäre doch Herr Pyne seine Schuld nicht los geworden. Sie hätten immer noch den letzten Kaesch von ihm fordern können. Auch spiele ich nicht gerne den Erpresser — wenn man mich nicht dazu zwingt.»

«Weil Dir die Beweise fehlen, die Beweise!» Ich finde leicht fünfzig Chinesen, die alles über den Palamja-Handel unter Eid aussagen werden, wenn es notwendig werden sollte», schloß Cheleeman den Disput.

Guttie war in die Enge getrieben. Mochten diese Chinesen die Wahrheit aussagen oder nicht, die Gesellschaft vom Gelben Gürtel hatte die Macht, sie so aussagen zu lassen, wie es ihr paßte. Er sah ein, daß er verloren war und suchte verzweifelt nach einem neuen Auswege: «Und wenn es so wäre, so würde es Euch doch nichts helfen. Ihr wißt, was eine erpreßte Unterschrift wert ist!»

«Sie irren sich schon wieder! Hier sind drei Zeugen — von meinen Dienern nicht zu sprechen — die beschwören können, daß ich nichts

Niemand gab ihm Antwort. Die Geldstücke fielen und fielen. Ein strengblickender Chinese, Cheleemans Sekretär, trat an den Tisch und legte ein neues Papier vor Guttie. Es war eine völlig gleiche Quittung, auf seinem eigenen Schreibpapier mit seiner eigenen Schreibmaschine geschrieben. Er rüchelte, als er das sah und die grausame Folgerichtigkeit erkannte, mit der alles vorausberechnet war. Er starrte voll Entsetzen auf den lächelnden Cheleeman.

Nach zwei Minuten heute er wieder wie außer sich auf. Sylvia hielt den Augenblick nicht mehr aus. Mit vollendeter Höflichkeit geleitete Cheleeman sie hinaus. Als er zurückkehrte, war Guttie vollkommen gebrochen. Er weinte wie ein Kind, jammerte und bettelte um Erbarmen.

Vater Pyne bat zitternd, man möchte ein Ende machen. Er wolle lieber die Schuld wieder auf sich nehmen, als diese Tortur länger mit ansehen. Guttie horchte auf und blinzelte nach einem Ausweg.

«Vielleicht kommt Ihnen Herr Guttie mit gleichem Großmut auf halbem Wege entgegen», schlug Cheleeman vor. «Er sieht, wie Ihnen seine Qualen zu Herzen gehen und unterzeichnet — aus Mitgefühl für Sie.»

«Kommt mir nur nicht mit solchen verdamm-

EIN ERLEBNIS IM ABTEIL

VON BORRIES FREIHERRN VON MÜNCHHAUSEN

(Nachdruck verboten)

«Wozu arbeiten! — Ist völlig sinnlos! Die Hunde jagen einem ja doch jeden Gewinn unter dem Namen einer Steuer wieder ab! Na — sind doch Hunde! Mein bißchen Betriebskapital — weggesteuert! Der Gewinn aus den Kriegsjahren — weggesteuert! Jetzt die höheren Einnahmen — weggesteuert! Nee, ich halte es mit der Fantheit, sei mein selbständiges Geschäft von den Hundten ruiniert ist, arbeite ich auf Fingerschonen!»

Der alte Schuster drehte grimmig die schwärzlichen aufwärts gebogenen Daumen. Sein Gegenüber in der ratternden dritten Klasse gab ihm recht. «Hilft ja auch alles nichts! So wie der Zug durch den Tunnel muß, so müssen wir noch durch viel dunklere Zeiten! Erst muß über der Bolschewismus und die Hungersnot über uns kommen, da hilft kein Gott dagegen!»

«Gott? Na der schon lange nicht! Nee, Männchen, wenn ick bloß «Bete und arbeite»

höre, dann wird mir schon blümerant, wie in der Beistunde vom Lehrherrsverein!» Der Schuster geriet vor Empörung ins heimatische Berlinisch. «Beten und arbeiten? Nee, nicht in die Lamäng! Weder noch! Uns hilft nicht, und das am allerwenigsten.» Der Jüngling mir gegenüber strich das Haar von der breiten Stirn, da dann mischte er sich in das Gespräch der anderen mit einer Erzählung, die mir so wunderbar und wundervoll erschien, daß ich bis

heute noch einige Wendungen daraus behalten habe. Er sprach leise, fast mit Anstrengung und sah dabei gerade aus, als ob er durch mich und den ganzen Baseler Schnellzug bis zum letzten Wagen durchblickte:

«Vielleicht mögen die Herren etwas hören, was zu ihrem Gespräch paßt. Es ist eine wahre Geschichte, jedes Wort buchstäblich wahr, des ist die Narbe und sind diese Haare Zeuge, die

(Fortsetzung Seite 6.)

(Fortsetzung von Seite 5)

mir als Zwanzigjährigen in wenigen Tagen grau wurden von dem entsetzlichen Erlebnis! Ich hatte acht Tage lang von Bürgli aus Bergfahrten unternommen, nun wollte ich mit meinem ausgezeichneten Tiroler Führer ins Nachbartal hinüberwechseln, um die dortigen Gipfel zu bezwingen. Das Wirtshaus war bezahlt, die Koffer vorausgeschickt, wir gingen los. Unterwegs trieb mich der Uebermut, statt der sicheren Pfadstraße so im Vorbeigehen den gefürchteten Weg am Toten-Tobel hin zu versuchen. Mein getreuer Veit riet von dem gefährlichen Wagnis ab, aber schließlich schämte er sich vor mir, dem «G'studenten», seilte sich und mich an und wir kletterten los. Es schien mir eigentlich gar nicht so gefährlich und ich weiß heute noch nicht, wie schließlich das Unglück kam. Vielleicht war gerade meine vermeintliche Ueberlegenheit über die Gefahren des vereisten «Bandes» die Ursache. Ein greller Schrei aus zwei Kehlen, dann ein wilder Schmerz, als die Handknöchel am Felsen aufschlugen und im vergeblichen Ankrallen Nägel und Haut und Fleisch in Fetzen heruntergerissen werden, ein wirrer Taumel von Armen und Beinen, dann ein furchtbarer Aufschlag.»

Er strich durch das graue Haar, es erschien noch in der Erinnerung von Angstschweiß verklebt.

«Als ich zu mir kam, lag ich im tiefen Schnee auf dem Grunde des berichtigten Toten-Tobels, einer ganz engen Felsenschlucht. Neben mir mit zerbrochenem Schädel, aus dem die Augen grausig herausgingen, der Tiroler Führer. Ich hatte als älterer Medizinstudent genug Tote gesehen, so fürchterlich wie diese Leiche aber hatte mich keine angestarrt, denn mit grauenhafter Klarheit erzählte sie mir mein Schicksal an ihrer Seite. Sowie uns das Seil zusammen in den Tod zerrten hinter ihm drein. Ich würde elend verhungern in dem lebendigen Grabe, während drei Meter neben mir ein Mensch verwesete. Keine Hilfe von dem nahen Bürgli im Tale würde nach uns ausgehen, weil wir ja nicht zurückzukehren beabsichtigt hatten. Und keine Möglichkeit, an den senkrechten Wänden der Schlucht in die Höhe zu kommen! Ich schrie, ich raste, ich rannte mit dem Kopf gegen die von glasigem Eis überzogenen Steinwände meines Kerkers, um meinen Schädel zu zertrümmern, wie den des stillen Mannes neben mir! Ich brach in kraftloser Verzweiflung zusammen.»

Als ich wieder zu mir kam, schnitt ich das Seil durch, das mich noch immer mit der Leiche verband. Dann untersuchte ich unsere Rucksäcke, um zu sehen, wie viele Tage ich mein Leben fristen könnte. Es war wenig genug. Mich befahl ein Schändern, das mir den Unterkiefer herabschlug bei dem Gedanken, daß ja neben mir frisches Fleisch . . .

Der junge Arzt wischte sich wieder schnell die Stirn.

«Ja, und noch etwas fand ich im Rucksack des Toten: einen schwärzlichen Rosenkranz und ein Gebetbüchlein, wie es die Tiroler bei der Firmung bekommen und oft ihr Lebenlang benutzen. Mir gaben diese zerlesenen Blätter die Möglichkeit, meinen Eltern und einem heimlich geliebten Mädchen den letzten Gruß zu schicken. Auf den vom Druck freien Blättern beschrieb ich dem, der vielleicht in Jahren meinen verdorrten Leichnam fand, unser Unglück, meinen Namen, Ort, Zeit und Umstände. Ja, und da kam es, das große Erlebnis. Ich begann in dem schmutzigen Büchlein zu lesen und las das wundervollste Gebet, das je Menschenhand

aufzeichnete und das heißt: «Die Geheimnisse des Rosenkranzes». Sie müssen wissen, ich war damals nicht katholisch und hatte über diesen und jenen Glauben nicht viel andere Ansichten als Sie sie vorhin äußerten. Und nun mußte ich erleben, daß mir die Tränen aus den Augen stürzten, daß ich selig die verschrammten, blutbeschrifteten Hände faltete und betete, wie nie zuvor im Leben. Und zwar nicht um meine Rettung — die war ja unmöglich, aber um mein seliges Ende.

Und da auf einmal fiel mir ein Wort des Veit ein, das er vor einigen Tagen gebraucht hatte. «Bete, als hülfle kein Arbeiten. Arbeite, als hülfle kein Beten.» Und ich faßte den heiligen Entschluß, den Rat des schlichten Burschen zu folgen. Dieser Mann hat mir nach seinem Tode den wichtigsten Dienst in meinem Leben erwiesen — auch einen «Führerdienst», wahrhaftig!



Die Hauptstraße in Haidarabad

Arbeiten — ja, aber was? Ich hatte mein Bergbeil da. Und so beschloß ich, an der Steilwand des Felsens Stufen zu hauen. Daß ich die wohl achtzig Meter hohen Klippen nicht auf diesem Wege bezwingen konnte, war mir sonnenklar, aber ich wollte, bis mir die Entkräftung den Pickel aus der Hand nahm, arbeiten, um zu arbeiten. Denn Gott will Arbeit auch in hoffnungsloser Lage! Das hatte mich das Gebet gelehrt!

Die ersten Tage gingen so hin. Der Schnee löschte den Durst. Brot und Speck teilte ich für jeden Tag ein. Tags arbeitete ich mühsam einige Stufen und nachts schlief ich in einer Schneehöhle, tief getröstet vom Rosenkranz des Toten, der mit ein wenig Schnee kaum bedeckt, neben mir lag.

Aber als Tage und Tage gingen, da begannen die Dämonen der Fäulnis ihr entsetzliches Werk und verpestete die Luft in der engen Schlucht auf das Grauenhafteste. Wie starrte ich sehnsüchtig in die Höhe, wo wenige Meter über meiner obersten Stufe ein anscheinend heftiger Wirbelwind Tag und Nacht den körnigen Schnee auf einem kleinen Felsabsatz umtrieb. O Gott, Luft, Luft! Nur für Minuten Luft!

Und es gelang mir nach einigen Tagen, diesen winzigen Sitz zu erreichen! Ich hatte am

Morgen die letzte steinharte Rinde meines Brotes mit Schnee hinuntergekaut; die Irrgebilde des Fiebers rasten mir schon vor den Augen und im Hirn. Ich setzte mich oben auf den Vorsprung und atmete zum ersten Male nach so fürchterlichen Tagen in tiefen Zügen die frische Schneeluft. Und selig las und betete ich von den schmutzigen, zerlesenen Blättern, als . . . als der Wirbelwind der Höhle mir in plötzlichem Stoß das Blatt aus den Händen riß und es wie durch einen Kamin die enge Schlucht hinauftrieb! Laut weinte ich auf in den Delirien meiner Verzweiflung, als dieser letzte Trost mir entging. Nur mit den Gebeten dieser Blätter hatte ich ja das fürchterliche, lebendige Begrabensein dieser Woche ausgehalten, nur ihr Gebet hatte meine Nächte, nur ihre Anfeuerung zur Arbeit, zur Arbeit, meine Tage möglich gemacht. Mühsam stieg ich wieder in

den inzwischen eingelaufenen Zug verließ. Ich blieb stumm, wie die beiden anderen. Ich hätte nicht gedacht, daß mich der alte, ja beinahe veraltete und ein wenig platte Spruch «Bete und arbeite» so erschüttern könnte! Aber freilich, das Leben ist beträchtlich viel wirkungsvoller und überzeugungskräftiger als das Wort! —

+ +

Die bunte Welt

+

Das See-Ungeheuer im Bade

Auf der englischen Insel Jersey, die im Aermelkanal nicht weit von der französischen Küste liegt, verschwand dieser Tage spurlos ein badender junger Mann, und zwar in der Nähe des abgezäunten Seebades. Niemand der anderen Badenden hatte einen Hilferuf vernommen oder sonst etwas Auffälliges wahrgenommen. Am nächsten Tage entdeckten einige Wassersportler an der Stelle, wo der junge Mann ertrunken war, auf dem Grund des Meeres ein Seeungeheuer, einen riesigen Stachelrochen. Sie machten auf das Untier Jagd, und es gelang ihnen, den Rochen zu töten und an das Ufer zu schleppen. Es war ein Riesentier von fast drei Zentner Gewicht, — im Vergleich zu der sonstigen Größe, die Rochen mitunter erreichen, allerdings nicht besonders groß; denn manche werden bis zu zehn Meter lang, und acht Meter breit. Es muß mit Sicherheit angenommen werden, daß der Verunglückte dem Rochen zum Opfer gefallen ist. Die Stachelrochen sind wohl die gefürchtetsten Seeungeheuer, die es gibt. Wenn die Stacheln auch nicht, wie vielfach behauptet wird, giftig sind, so sind die Wunden, die durch sie geschaffen werden, aus noch nicht recht bekannten Gründen doch so böseartig, daß man die Schauermärchen, die in der Fischerbevölkerung umgehen, recht wohl begreifen kann. Manche Rochenarten sind übrigens elektrisch geladen und teilen bei der Berührung gefährliche elektrische Schläge aus.

Charakterfestigkeit

Karls XII. von Schweden

Karl XII., König von Schweden, hatte eines Tages in der Trunkenheit den Respekt gegen die Königin, seine Großmutter, verletzt; sie zog sich gekränkt in ihre Gemächer zurück. Als sie des andern Tags nicht erschien, fragte der König, der sich an nichts mehr erinnerte, nach der Ursache. Manklärte ihm darüber auf. Alsbald suchte er die Königin auf. «Gebietenin», sprach er zu ihr, «ich habe soeben erfahren, daß ich mich gestern gegen Sie vergangen habe; ich komme, Sie um Entschuldigung zu bitten, und um nicht wieder in diesen Fehler zu verfallen, erkläre ich Ihnen, daß ich gestern zum letzten Male in meinem Leben Wein getrunken habe.» Er hielt sein Wort. Von jenem Tage an trank er nur noch Wasser und war von einer Mäßigkeit, die nicht weniger als die körperlichen Übungen zur Kräftigung seiner Natur beitrug. Nach bescheidener Mahlzeit machte er lange Ritte; abends, im Feldlager, streckte er sich entblößt Hauptes, ohne Betttücher, nur mit einem Mantel bedeckt, auf Strohhalm am Boden nieder. Dadurch erwarb er sich eine eiserne Konstitution, die auch die schwersten Strapazen nicht zu schwächen vermochten.

Als ich nach dumpfem, endlosem Schlaf aufwachte, da — ja, — da war ich gerettet? Ein Korb voll Lebensmittel und Decken senkte sich zu mir hernieder, und nach mühseliger zweitägiger Arbeit der Rettungsabteilung zogen sie mich in einer Seilschleife hinauf.

Jene Seite des Gebetbüchleins war von einem Kinde an der Kirche in Bürgli gefunden worden, meine Aufzeichnungen auf den Rändern hatten die Bewohner herbeigeht!

Ein Wunder? Vielleicht! Mir ist dieses Erlebnis mehr als ein Wunder, und ich kann nur ganz fröhlich lächeln über die Toren, die über Wunder lächeln! Aber wichtiger fast für mein äußeres Leben, als eines Gebet — denn es geht mein inneres Leben an, und ich mag davon nicht reden — ist mir dies geblieben: Es gibt keine Tiefen der Not, in denen Arbeit nicht zu helfen vermöchte! Fast immer bezwingt sie die äußere Lage, selbst die verzweifeltste, aber immer, ja immer hilft sie uns selber innerlich dadurch, daß sie die Hoffnung stärkt!

Halblaut schloß er: «Corroborabis spem» — Stärke in uns die Hoffnung!, während er

SANATORIUM KILCHBERG



Anstalt für Nerven- und Gemüts-Kranke

Zwei Aerzte + Leitender Arzt: Dr. Paul Hoppeler



PELZHAUS
H. Pomerantz
& Co.

ZÜRICH

Lintheshergasse 21 + Tel. Selnau 2607